

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Rhein und die Rheinlande

dargestellt in malerischen Original-Ansichten

Von den Quellen des Rheins bis Mainz

Lange, Ludwig

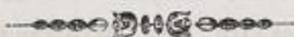
Darmstadt, 1855

Das untere Rheinthal bis zum Bodensee.

[urn:nbn:de:bsz:31-54407](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-54407)

des Einflusses der Landquart, dritthalb Stunden von Chur, über den Rhein geht. Sie ist von einem Medardus Heinzenberger anno 1529 erbaut und hat daher den Namen „Tardisbrücke“ erhalten; nach der großen Ueberschwemmung von 1834 wurde sie neu hergestellt.

Diese Brücke bildet die Grenze zwischen dem Kanton St. Gallen und Graubünden, und wir verlassen daher jetzt die Wiege unseres Rheins, zufrieden, wenn uns gelungen ist, auch nur einige Züge aus dem Bilde dieses weniggekannten reichen und interessanten Landes festzuhalten, in dem wir wohl mit Recht etwas länger verweilten, als dies der Zweck unserer Wanderung bei den übrigen Gegenden gestattet, welche wir nun durchziehen.



Das untere Rheinthal bis zum Bodensee.

I.

Ragaz und Bad Pfäfers. — Der Caminaschlund. — Der Gang zur Quelle. — Sage von der Anna Vögtli.

Aus den Eishallen des Gardonagletschers, im wilden öden Kalfeserthale, das einst von einem Riesengeschlechte bewohnt gewesen, braust die wüthende Tamina herab, um sich bei Ragaz mit dem aus Graubünden kommenden Rheine zu vereinigen. *)

Ragaz, zu dem uns die Landstrasse von dem Rhein abweichend

*) Ueber Fall und Breite des Rheins bei Ragaz haben wir bereits in einem früheren Abschnitt eine tabellarische Uebersicht gegeben. Der Rheinauf in Graubünden vom Markkreuz beim Oberalpsee, wo der Ursara-Rhein beginnt, bis zum Klächerberg an der Nordgränze des Kantons hat eine Länge von 23½ Wegstunden, deren 3 — jede zu 5000 Meter — ziemlich genau 2 deutsche Meilen ausmachen. Von den Quellenseen auf dem Babus und Luckmanier wie vom Rheinwaldgletscher bis zur Tardisbrücke macht der Rhein einen Fall von 5100 bis 5700 Fuß. Wie groß die Wassermenge sei, deren Zusammenfluß der Rheinstrom stündlich, täglich oder jährlich über die bündnerische Grenze ist von keinem Sterblichen bisher erforscht worden. Der niedrigste Wasserstand fällt in die Monate Dezember und Januar, der höchste in den Mai und Juni



J. M. Kistler sculp.

H O P - B A G A T Z
CANTON ST. GALLEN

J. Behbock del.



J. Haböck del.

C. H. F. H. sculp.

BAD PFAFFERS.

BATH OF PFAFFERS. CANTON ST GALLEN LES BAINS DE PFAFFERS.



am Tage des W
 der alten Abtei und
 der alten Zellen
 Es ist ein kleines
 in der Schweizergegend
 unter Eidgenossen
 am 6. März 1446 hier
 genannt.

Der Eingang zu
 des Klosters Pfäfers,
 befindet in großer
 Lage Befestigung
 mit dem Rade Pfäfers

Der Rapp ist ein
 mit dem Pfäfers Rade
 von Seiten; er ist
 in der Höhe zu
 in Pfäfers geben
 in der ganzen
 glücklich und
 sehr hoch über,
 hochste, hoch;
 durch verfahren

Es sind eine
 zu dem Rade auf
 die zur der Pfäfers
 hundert Jahre, ein
 Jahre. Pfäfers
 in der 1-700
 Jahre immer, in
 eine von Jahr
 Die Lehnen
 mit dem Pfäfers

Die Lehnen
 mit dem Pfäfers

Die Lehnen
 mit dem Pfäfers



am Fuße des Monte Luna hinführt, liegt in geringer Entfernung von der alten Abtei und dem berühmten Bade Pfäfers, an der Mündung des tiefen Felsenthales, durch welches die Tamina dem Rheine zustürzt. Es ist ein kleines freundliches Dorf, das schon im 10. Jahrh. stand; in der Schweizergeschichte ist es bekannt, durch den Sieg, welchen die tapferen Eidgenossen unter Itel von Reding und Fort. Tschudi am 6. März 1446 hier über die Heerhaufen des Hans von Rechberg gewannen.

Beim Eingang in das Dorf, neben der ehemaligen Statthaltereirei des Klosters Pfäfers, steht der „Hof Kagaz“, 1840 als Gasthof und Badehaus in großem Style aufgeführt, nach Vollendung einer 12500 Fuß langen Wasserleitung durch die Taminaschlucht, welche das warme Wasser aus dem Bade Pfäfers hierher bringt. *)

Bei Kagaz ist ein Weg durch die wilde Felschlucht der Tamina nach dem pfäferser Bade gesprengt, auf dem ganz kleine Fuhrwerke fahren können; er ist indeß nur eine Stunde lang, dabei so bequem, daß man ihn bloß zu Fuß zurücklegen sollte. Diese Strecke von Kagaz nach Pfäfers gehört gewiß zu den malerischsten und großartigsten Partien des ganzen Alpenlandes. Dicht zur Seite der schmalen Straße, die allmählig und gemach aufsteigend einigemal unter den ausgesprengten Felsen hindurch führt, stürzt der wildbrausende Bach, zerschellend und überschlagend, herab; kaum wirft er im Vorüberjagen den vorspringenden und ernst dreinschauenden dunkeln Felsen seinen rauhen donnernden Gruß zu.

Ist man eine Stunde in der Schlucht fortgewandert, so erblickt man mit Einem Male auf einem schmalen tannenbewachsenen Abhange dicht unter die Felsenwand eingeklemmt und nur wenige Fuß über der schäumenden Tamina, ein ziemlich großes und weitläufiges, massives Gebäude. Melancholisch liegt es in der kühlen, dunkeln Schlucht, fast in den 6—700 Fuß emporsteigenden Felswänden begraben; nur im höchsten Sommer, in den Monaten Juli und August, dringt hier die Sonne von zehn bis gegen 4 Uhr herein. Das ist das Bad Pfäfers.

Die bekannten heißen Quellen, welche hier in dem Felsengewölbe aus dem geheimnißvollen Schooße der Natur hervorbrechen, sollen im

*) Ein billigerer Gasthof ist der „zur Tamina“. Im „Hof Kagaz“ sind die Preise:

Mittagstafel um 12 Uhr 56 fr.

Frühstück mit Honig . . . 20 fr.

Wachlicht 30 fr.

Ein Bad 30 fr.

J. 1038 von einem Jäger des Klosters, Karl von Hohenhausen und zwei Buben Thöni und Bils zuerst entdeckt worden sein; sie wollten ein Nest junger Raben ausheben, da wurden sie den aus dem verborgenen Schlund aufsteigenden Dampf gewahr; neugierig ließ man sich an Stricken in die Tiefe hinab und sah dort das warme Wasser aus den Felsenrißen hervorquillen. Urkundlich wird die Quelle erst im Jahre 1050 erwähnt, als Kaiser Heinrich III. dem Kloster das Eigenthum des Gesundbrunnens bestätigte. Damals kostete es viele Mühe, bis zu derselben zu gelangen; das Badehaus — eine kleine Hütte mit Küche und Stube — ruhte auf Tragbalken, die zu beiden Seiten in den Fels eingerammt und befestigt waren. Auf hängenden Leitern mußten die Gäste herabklimmen oder sie wurden auf Sesseln an Stricken zwischen den Klippen hinuntergelassen, wobei man den Furchtsamen oder Schwindelbehafteten die Augen verband. *)

Endlich baute der Abt Jodocus anno 1629 ein Badehaus an dem künstlich erweiterten Platz der Felsenspalte, wo das jetzige steht, und leitete das heiße Wasser der Quelle in Röhren dahin. In fünf Monaten waren alle Löcher in die rechtseitige Felswand getrieben, die hölzernen Kanäle gelegt und die Brücke vollendet. Am Pfingstfeste 1630 ließ man im Beisein einer großen Menge Volkes und aller Klosterbrüder von Pfäfers, unter Anstimmung der Worte des Psalmisten:

„Flavit spiritus ejus, et fluent aquae“,

die warme Quelle durch die Kanäle fließen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde die Quelle einmal so verschüttet, daß man die Hoffnung aufgab, sie könne wieder hervorbrechen.

Die jetzigen Gebäude bei der pfäferser Quelle, im J. 1716 vollendet, sind düster und dumpf; sie haben etwas spital- und klosterähnliches, und der Aufenthalt in dem engen melancholischen Felsenspalt mag trostlos genug für Kurgäste sein. Nichts ist hier vorhanden, als einige kleine terrassirte Spaziergänge, einige Ruheplätzchen an den steilen waldigen Abhängen und dann das Badehaus, welches 300 Personen aufnehmen kann. Es ist aber selten ganz besetzt. Die Meisten bleiben in dem bequemen großen Gast- und Badehause zu Ragaz, wo das Wasser

*) Zscholle erzählt in seinen „Klassischen Stellen der Schweiz“, I. Bd.: Man hätte dann die Lamina aufwärts kriechen müssen, bald von Seilen gehalten, bald auf Leitern und hangenden Brücken bis zu den Quellen, wo man eine Woche lang liegen blieb, darin aß und trank und schlief, bis jeder der verzweifeltsten nur müde ward oder sich genesen glaubte.

noch eine Wärme von 27 Grad Reaumur behält, während es an der Quelle nur drei Grad mehr hat. Nur einzelne Familien aus den „weniger bemittelten Ständen“, ein Wort Gottes vom Lande mit seinen sitzengebliebenen und verblühten „Zumpfer“ Töchtern — in der Schweiz kennt man unser „Fräulein“ nicht — u. dergl. m. ziehen den weit billigeren Aufenthalt in Pfäfers selbst vor. Die Herren suchen ihre Langeweile am Billard und mit Zeitungslesen zu vertreiben; die Damen spazieren strickend vor dem Curhause in der Schlucht auf und nieder, was ein ganz hübsches Schauspiel ist, wenn sie bald im Schatten wandelnd, bald von der Sonne beleuchtet, falls dieselbe nämlich scheint, kommen und gehen.

Etwa zehn Minuten oberhalb des Badhauses entspringen die heißen Quellen aus mehren Felsrißen. Sie fließen gewöhnlich nur vom Frühling bis zum Herbst.

Der Weg dahin durch den Laminaschlund gehört zu den berühmtesten Naturwundern der Schweiz; es ist ein Gang, als käme man durch die geborstene Erdrinde zum Orkus, in das finstere verborgene Reich der unterirdischen Mächte.

Man steigt im Badehause bis in die Souterrains hinab, wo ein alter Diener der Anstalt (für 24 kr.) die Thüre öffnet, durch welche man auf eine über die Tamina führende Gallerie gelangt. Ein schmaler schlüpfriger Brettersteg, ohne Geländer, kaum zwei Schuh breit, an der schwarzen nassen Felswand mit eisernen Stangen befestigt, siebenhundert Schritte lang und dreißig bis vierzig Fuß über dem tobenden Bache schwankend, gestattet in der Schlucht bis unmittelbar zu den Quellen vorzudringen. Der plötzliche Wechsel einer Luft, die nie von der Sonne erwärmt wird, das Heulen, Donnern und Brausen des Baches tief unten, von dem das Gewölbe mächtig wiederhallt, die zitternde Bewegung der Bretter, auf welchen man vorschreitet, das geheimnißvolle Dunkel des Ortes — dies Alles macht einen wildgroßartigen gewaltigen Eindruck und jede kunstgebildete Berlinerin würde sicherlich hier ausrufen: „Bei Gott! noch schöner als die Decoration der Wolfschlucht im Freischütz.“

Zuweilen blinzelt das Tageslicht verstoßen und schüchtern durch die Felsenspalten herein, zuweilen ist man ganz von Dämmerung umfangen und folgt unsicheren Schrittes dem vorschreitenden Alten auf dem schwindelnden Stege, der oft sehr glatt und naß ist. Denn von der Höhe herab und aus dem Gestein hervorbrechend spritzt an verschiedenen

Stellen Wasser, so daß wir den Regenschirm aufspannen mußten, um nicht einige gelinde Douchen zu erhalten.

Zur Seite sieht man zackige Grotten und eine tiefe weite Höhle (ungefähr 20 Fuß hoch und tief) von der Gewalt der Fluthen im harten Marmor eingewühlt und ausgeglätet; sie wird jetzt nicht mehr von der Tamina erreicht, deren Spiegel schon gegen vier Fuß unter ihr liegt. Mehrmals sind indeß die drohend überhängenden Felsen so nahe an einander gerückt, daß man kaum aufrecht gehen kann.

So wird endlich der Behälter erreicht, (etwa zehn Fuß über der Tamina) in welchem sich die Quellen sammeln, eine in den Felsen gesprengte Höhle, vierundzwanzig Fuß lang, zehn bis zwölf Fuß hoch und vier Fuß breit. Eine heiße feuchte Dunst- und Dampfwolke kommt uns aus derselben entgegen und umnebelt den düsteren Raum; ich steckte den Kopf in die Höhle hinein, konnte es aber, plötzlich wie ein russisches Dampfbad gekommen, kaum eine Sekunde darin aushalten. Freudig aufathmend begrüßt man den Tag und das liebe Sonnenlicht, wenn die Thüre sich wieder hinter Einem geschlossen hat.

Die Quellen von Pfäfers sind 30° R. warm; sie enthalten Eisen, Bitter-, Thon- und Kieselerde und werden für Magenübel, Hautkrankheiten, Unterleibskrankheiten, Gicht und Rheumatismus mit vielem Erfolg angewandt; mit den emser Quellen haben sie in ihren Wirkungen Aehnlichkeit. Das Wasser, zum Trinken und Baden dienend, ist ganz klar, hat weder Geruch noch Geschmack und fühlt sich seifenartig an.

Schließlich theilen wir noch eine hierher gehörige Sage mit, wie sie Justinus Kerner bearbeitet hat:

Wo dem Spalt geborstner Felsen in endloser Wildniß Grausen
Recht wie aus der Hölle Grund heiße Wasser wild entbrausen
Aus dem alten Born zu Pfäfers hob sich oft des Abgrunds Meister,
Warb zu seiner Hölle Dienst listig sünd'ger Menschen Geister.
Anna Bögkli! Anna Bögkli! wahre fest dein sündiges Herze!
Geh nicht Zauberkräuter suchend Mitternachts mit mag'cher Kerze.
Ja bei solchem Höllenspiel ist er fed vor dich getreten;
Anna Bögkli! Anna Bögkli! lehrte Mutter dich nicht beten?
Durch den Graus der Mitternacht bist du leuchtend vorgeschritten
Raubtest weh! den heiligen Leib aus der Waldkapelle Mitten;
Wild Gelächter ward vernommen, riesige Felsen wiederhallten,
Höllennmasken scheußlich grinsend, funkelten aus ihren Spalten.
Bäume schwanken auf und nieder ächzend wie von Sturmes Zorne,
Und die Hostie wirfst du zitternd in der grauen Wildniß Dorne.
Eine Rose silberhelle ist sogleich hervorgeschossen,
Hält mit sieben Strahlenblättern fest das Heiligthum umschlossen.



J. Kohbeck del.

J. M. Kolb sculp.

DORF UND KLOSTER PFÄFFERS.

VILLAGE AND CLOISTER OF PFÄFFERS. CANTON ST GALEN. VILLAGE ET CLOÏTRE DE PFÄFFERS.

Druck & Verlag v. J. G. Lange in Darmstadt

Als der Nächte Graus verschwunden, goldne Tage strahlend segten,
Vögel sich auf schwankem Zweige singend über'm Abgrund wiegten.

Eine Schäf'rin fährt zu Thal, schaut der Silberrose Kunkel
Und sie spricht: Fürwahr, ein Stern blieb in dieser Wildniß Dunkel.

Ihre treuen Schäflein zögern an den nahen Born zu gehen
Neigen alle sich zur Erde, als so sel'gen Glanz sie sehen.

Aufgewacht vom Felsenlager kommt ein gierger Wolf geschritten
Sieht der Gottesblume Licht, legt sich in der Schäflein Mitten.

Und die Hirtin thut es kund, Volk und Priester eilt zur Stelle,
Pflanzen diese Gottesblume auf den Altar der Kapelle.

Helle Glocken, Preisgesänge hallen durch die Waldesstille
Ueber Land und Meere ziehen fromme Pilgrime die Zulle.

Etty swyl nennt sich die Stätte, wo in dunkler Waldkapelle
Jene Gottesblume blüht silbern mit des Mondes Helle.

Wer sie einmal nur erfah, den verläßt ihr Mondlicht nimmer
Sicher geht er durch die Nacht, um das Haupt den Heil'genschimmer.

II.

Die Abtei Pfäfers. — Stiftung des Klosters. — Andberg bei
Ragaz. — Der alte Rheinlauf durch den Wallenstädter- und
Bürichsee.

Ueber eine mächtige Felsentreppe steigt man aus der Schlucht in
einer Stunde nach dem Dörschen Pfäfers hinauf; früher konnte das
Bad nur auf diesem Wege oder über das Dorf Valenz erreicht werden.
Hier, auf einer Anhöhe des schönen romantischen Bättiser-Thales,
liegt die altberühmte Benediktinerabtei, in der jetzt keine Glocken mehr
zur Hora rufen. Das Kloster, wo länger als ein Jahrtausend ge-
fürstete Aebte über ein weites Gebiet herrschten, steht leer und ver-
waist. „Aber die stolzen, großen Gebäude, sagt Theodor Mügge, sind
so fest gefügt und sehen so herausfordernd in's Land, als warteten sie
trozig und nicht umsonst, daß ihre alten Herren und Eigenthümer bald
zurückkehren werden.“

Die Stiftung des Klosters fällt in die erste Hälfte des achten Jahr-
hunderts. (713). Der heilige Pirminius, Bischof von Meaux, wollte
am linken Ufer der Landquart, (da wo jetzt das Schloß Marschlins
steht) ein Kloster erbauen. Ein Zimmermann verwundete sich beim Holz-
fällen zu dem Baue; da kam eine weiße Taube geflogen, ergriff einen
blutigen Span und trug ihn über den Rhein weg, nach dem Walde der

jenseitigen Höhe. Pirminius sah dies als Fingerzeig einer höheren Macht an und als die Taube den blutigen Span vom Gipfel eines Lärchenbaumes fallen ließ, sprach er: „Hier will Gott seine Wohnung haben!“ An derselben Stelle wurde das Kloster erbaut; es führt deshalb auch eine fliegende Taube mit dem Span im Wappen.

Die Gegend lag damals noch wüst und öde, und dichter Urwald, von wilden Thieren durchstreift, bedeckte die Höhen und die Ebene beider Ufer; doch die Mönche schufen sie bald in fruchtbares Land um, wie man in vielen Gegenden den Benedictinern die erste Cultur verdankt. Im Jahre 1838 wurde das Kloster namentlich durch die Bemühungen des in der Schweiz viel genannten Baumgartner zu Sankt Gallen aufgehoben, der früher ein Erzradikaler war, dann aber in's Lager der jüngst unterdrückten ultramontanen Parthei überging und seitdem jene Schritte genug bereut haben mag.

Das Kloster Pfäfers war im Mittelalter eines der größten; es besaß ein Einkommen von 216,000 Schweizerfranken; die Aebte hatten fürstlichen Rang und Titel.

Innere Zwietracht der Mönche unter sich soll hauptsächlich zur Auflösung des Klosters beigetragen haben. „Die Finanzverhältnisse des ehemals reichen Klosters standen schlecht, Betrügereien arger Art sollen stattgefunden haben; so konnte sich der Staat hineinmischen, dessen Commissarien es gelang, einen Theil des Kapitels für die Aufhebung zu bestimmen. Manche der alten geistlichen Herren mochten froh sein, aus den engen Zellen hervorgehen und ihre Pension in Ruhe und Müßiggang genießen zu können. In Ragaz umringte ein halbes Duzend in ihrer schwarzen Tracht, kleine dreieckige Hüte auf den rothen dicken Köpfen, mit stattlichen Bäuchen ausgerüstet, neugierig unsern Wagen. Sie haben nichts zu thun, als spazieren zu gehen, und brauchen sich nicht mehr mit Messelesen und Singen zu plagen.“ *) Nun soll in dem 1665 errichteten Klostergebäude eine Irrenanstalt errichtet werden, die den Namen Sankt Pirminiusberg führt.

Die Aussicht von der Höhe, auf welcher die alte Abtei steht, dehnt sich über das Rheinthal, im Hintergrunde den 7824 Fuß hohen Falke- nitz, an der anderen Seite bis zu den Häuptern der sieben Churfürsten am wallenstadter See. In der Nähe des Klosters liegen die Trümmer des Schlosses Wartenstein.

*) Siehe: „Die Schweiz und ihre Zustände von Theodor Mügge.“ (Hannover, Ausg. II. Bd. Seite 323)

Wir kehren nun von Pfäfers wieder nach Nagaz zurück; übrigens kann man auch von hier einen Ausflug das Taminathal hinauf in's Kalfeuserthal machen, wo ein Paar stille Hirtengemeinden wohnen, bis zum Sardonagletscher gelangen und dann auf gefährlichen, schwindelnden Jägerpfaden oder von Bättis aus bequemer über den la Foppa-Paß nach Graubünden niedersteigen.

Nördlich von Nagaz sieht man die Ruinen der alten österreichischen Burgen Freudenberg und Nydberg, im fünfzehnten Jahrhundert von den Sarganser und züricher Bauern eingenommen und niedergebrannt. Eine Sage über die Einnahme der letzteren Burg erzählt uns Gustav Schwab:

Auf Nydberg sitzt ein Rittermann
Den nicht sein Feind bezwingen kann,
Er schauet in den Nächten,
Am Tage thut er sechten.

Von keinem Stöße wankt sein Thurm
Es prasselt nieder was im Sturm
Die Zinnen will ersteigen,
Und um die Burg ist Schweigen.

Die Aechte zogen, flogen fort,
Sein Feind, ermüdet liegt er dort.
Im Thal, am Quell im Grunde,
Da wächet er seine Wunde.

Darüber kommt die dunkle Nacht,
Der Feind in schweren Sorgen wacht,
Als auf geheimen Wegen
Ein Weib ihm trat entgegen.

Sie rührt an sein gesenktes Haupt,
Sie sprach: „Folgt mir, wenn ihr mir glaubt!
Ich geb ihn Euch bezwungen
Mit dem Ihr habt gerungen.“

Der Feind er sprach: „Du schwaches Weib,
Du willst mir stellen seinen Leib,
Durch Schanzen, Thürme, Wassen,
Willst heut ihn mir noch schaffen?“

So fragt er sie und Mondenlicht
Schint auf ihr bleiches Angesicht,
Ihr Auge flammt in Trübe
Wild wie betrogne Liebe.

Da sprach der Feind: „Ich glaub Du kannst,
Mit welchem Zauber Du ihn bannst,
Mir gilt es gleich! Komm führe
Durch Thore mich und Thüre!“

Sie führet ihn, doch durch kein Thor,
Sie führet ihn den Berg empor

Zu einem Felseninken
Dort sieht die Burg er winken.

Dort ragt sie mächtig in die Luft,
Dazwischen ist nur kleine Kluft
Beleuchtet stehn vom Schimmer
Des Mondes, Gang und Zimmer.

Und nah, ganz nah im Kämmerlein
Da steht er in des Mondes Schein
Den Feind von lauter Siegen
Ermattet schlafend liegen.

Von der entblöhten Stirne heiß,
Nimmt von der langen Arbeit Schweiß;
Viel alte Narben wieget
Die Brust, die offen lieget.

„Dort,“ spricht das Weib mit tiefer Wuth,
„Ich kenne seine Kammer gut,
Ich kenne seinen Schlummer,
Den tiefen, ohne Nummer.“

„Schnell send ihm Deines Pfeiles Schmerz
Triff jählings ihn, triff ihn in's Herz!
Das Fenster stehet offen:
Was willst Du Befrei's hoffen?“

Wohl zittert vor dem Schläfer noch
Der arge Feind; er zielte doch
Und flimmernd hat vom Bogen
Ein Pfeil die Luft durchflogen.

Und Jener weiß nicht wer ihn traf,
Fährt nach der Brust in tiefem Schlaf,
Haucht aus im Traum sein Leben:
Der Feind erblickts mit Beben.

Zu seinem Volke kehrt er um;
Das bleiche Weib stand lange stumm,
Ihr Blick ruht auf der Kammer
Und sah sich satt am Jammer.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß einst der Rhein in alter Zeit sich bei Ragaz dem Wallenstadter- oder Wallensee zuwandte und durch diesen und den Zürichersee eine viel kürzere Verbindung mit der Aar erhielt, als er jetzt hat, wo er im weiten Bogen erst den Bodensee durchströmt. Geschichtschreiber wollen dies aus verschiedenen Spuren in Urkunden, Geologen aus der Aehnlichkeit des Niederschlages im Thale der Senz mit dem des Rheins nachweisen.

Wann dies geschah und welches mächtige Naturereigniß seinen jetzigen Lauf bestimmte, weiß Niemand; genug er hat sich einen neuen viel kürzeren Weg gesucht und nur sumpfige Flächen und tiefes Gerinn als Spuren seines alten Bettes zurückgelassen.

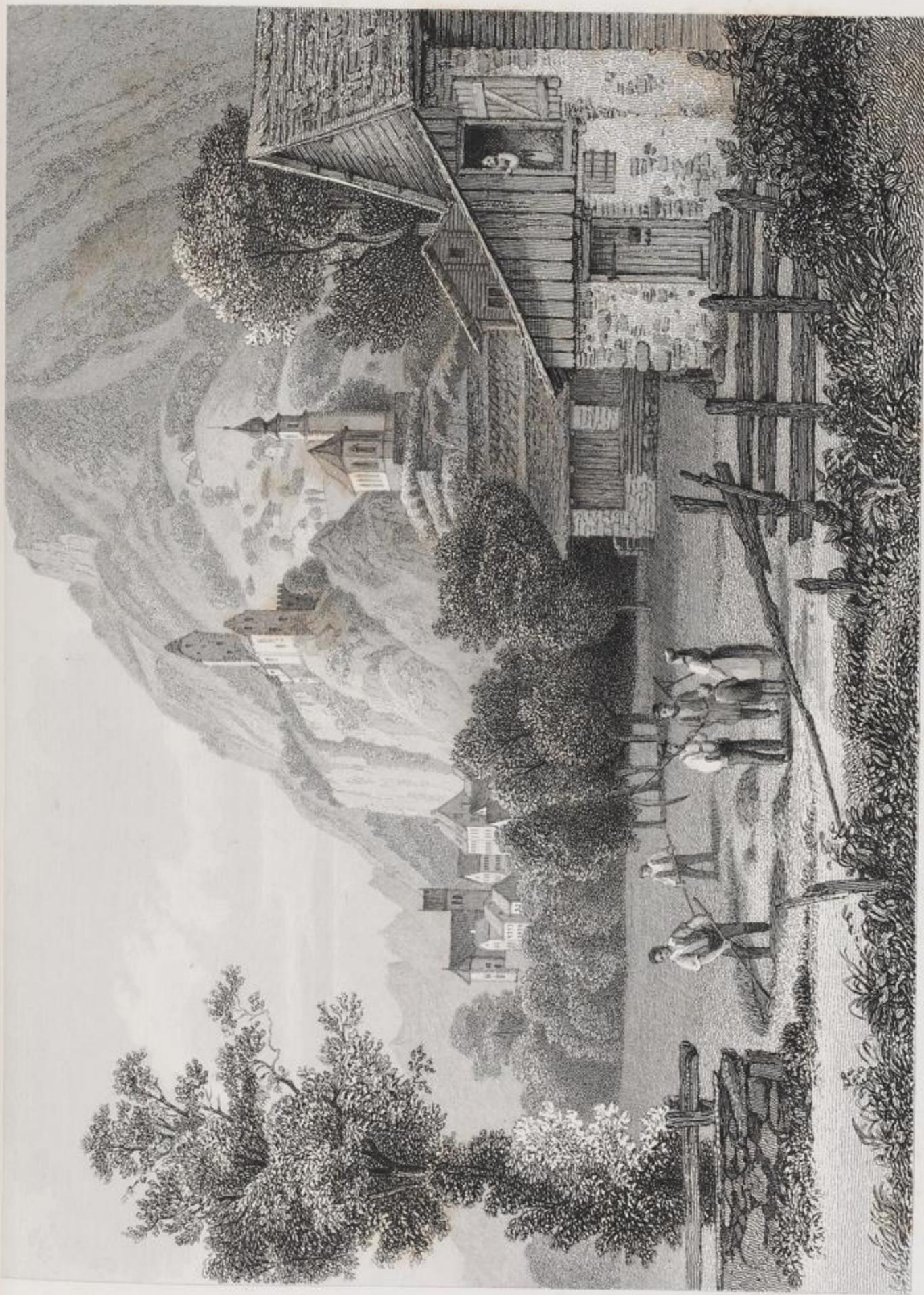
Noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, als der Rhein schon die Richtung zum Bodensee genommen hatte, war zwischen diesem See und Rhätien weites Sumpfland. Im Jahre 1618 als der Rhein unter gewaltigen und anhaltenden Regengüssen hoch anschwell, ward es nur mit großer Mühe verhütet, daß er nicht abermals gegen Zürich durchbreche. Auch wäre es nicht unmöglich, daß der Strom einst, wenn in seinem Bette die Geschiebe sich angehäuft haben, seinen Lauf wieder ändern und sich von Sargans westlich durch die beiden Seen wenden könne. Jetzt ist er noch durch einen zwanzig Fuß hohen, etwa zweihundert Schritte breiten Damm gezwungen, die nördliche Richtung einzuhalten.

III.

Sargans. — Sennwald. — Die Freiherren von Hohensax.

Auf dem Punkte, wo die Straßen von Zürich, von Chur und aus dem Rheinthal sich vereinigen, auf der Wasserscheide des Rheins, des wallenstadter und züricher Sees liegt das kleine Städtchen Sargans, seit 1811 nach einem Brande neu erbaut und von einem alten Schlosse überragt.

Die Gegend von Ragaz bis Sargans ist reich an den schönsten Landschaftsbildern; großartige Gebirgszüge und Felsenparthien zeigen sich dem Wanderer, und von den dunkelbewaldeten Höhen springen und schäumen die silberhellen Wasser gar lieblich munter herab in das blü-

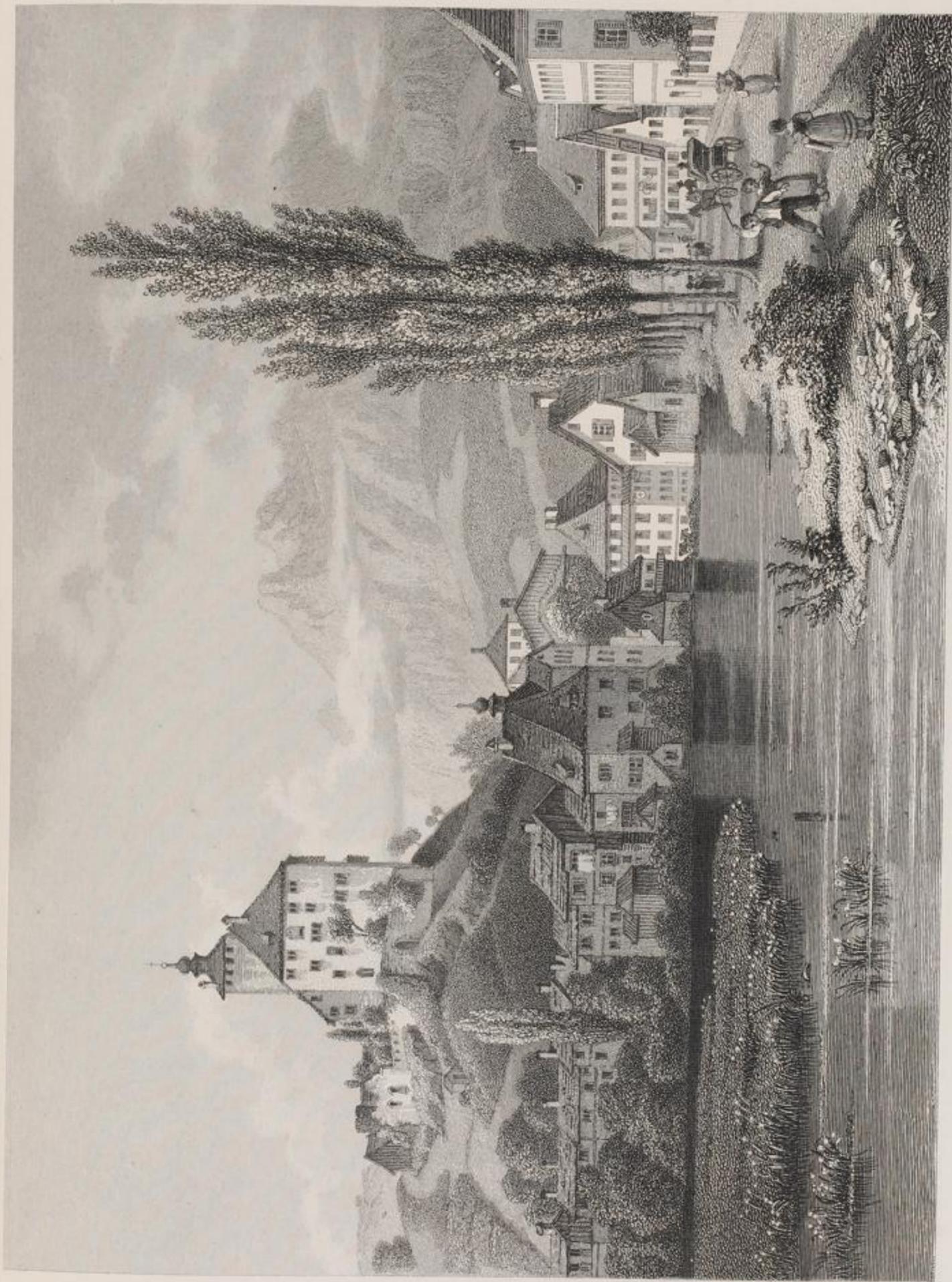


G. H. B. B. B.

W. J. Cooke

S A R G A N S
CANTON ST GALLEN

Druck & Verlag v. J. H. Lange in Darmstadt.



STADT UND SCHLOSS WÜRTHENBERG

CANTON ST. GALLEN

TOWN AND CASTLE OF HERDENBERG

VILLE ET CHATEAU DE HERDENBERG

H. Boscch del.

H. J. Becke sculp.



jende Thal. Die
 nicht aus dem
 wie flatternde Reif
 Von dem alme
 jannestagt hat ma
 Bembert, Baumg
 ist die Erinnerung
 Bericht der Ber
 Schwyrgschicht
 jomann der Rye

In die Simen
 1777 Bergant ge
 oder auf und jeh
 kunden vor. Hei
 mit Schenkelein
 in die Schulte
 1777 zu Bergant
 nicht. Auf das
 in ihren Schöden
 über dem
 kung der Quir
 hier der Beigle

Bei hier kommt
 (Schöden: Krone
 in Kamerberg
 in drei Stunden
 über das fruchtbar
 in die armenge

Bei dem Thurn
 zum Blöbedel der
 hier aufbewahrt
 ist jehen ja
 der Verkauf seiner
 und in seiner Herr
 Eide theilten den
 der alle, was in
 Zeit von Uri roth
 gebären hat.



hende Thal. Mitunter prachtvolle Wasserfälle und viele kleine wilde Bäche aus dem Felsen hervorbrechend, die beim Wehen des Windes wie flatternde Roßschweife aussehen.

Von dem alten Schosse zu Sargans, dessen Thurm weit ins Land hinauslugt hat man eine reizende Aussicht auf das ganze Thal, die Weinberge, Baumgärten, Kornfelder und die Gebirge. Hier knüpfen sich viele Erinnerungen an das uralt adelige, mächtige und weitverzweigte Geschlecht der Werdenberge, die eine so bedeutende Rolle in der Schweizergeschichte spielen und unter welchen Rudolf, der siegreiche Hauptmann der Appenzeller, besonders hervorragte.

In die Linien Werdenberg-Heiligenberg und Werdenberg-Sargans getheilt, rieben sie sich in ewigen Fehden unter einander auf und zerstörten Macht und Ruhm ihres Hauses, bis alles verschwunden war. Früher mit ihren Besitzungen weit durch Schwaben und Hohenrhätien verbreitet, verarmten sie zuletzt ganz und geriethen in so tiefe Schulden, daß endlich der Rest ihres Vermögens im Jahre 1494 zu Sargans öffentlich an den Meistbietenden versteigert werden mußte. Auch das Schloß daselbst verkauften die Werdenberge damals in ihren Geldnöthen den Eidgenossen.

Ueber dem ärmlichen Städtchen Werdenberg, am nördlichen Abhänge der Churfürsten steht die noch wohl erhaltene Burg der anderen Linie des Geschlechtes. Sie ist jetzt Eigenthum eines Privatmannes.

Von hier kommt man durch einige Dörfer nach Sennwald. (Wirthshaus: Krone oder Post) ein Dorf auf einer Anhöhe, am Fuße des Ramorberges, (5320 Fuß ü. d. Meere) dessen Gipfel von hier aus in drei Stunden zu besteigen ist. Oben hat man eine weite Aussicht über das fruchtbare schöne Rheinthal, über den Bodensee nach Schwaben hin, die appenzeller Gebirge, die vorarlberger und graubündner Alpen.

Auf dem Thurme der sennwalder Kirche wird in einem Sarge mit einem Glasdeckel der noch unverweste Leichnam eines Herrn von Hohensax aufbewahrt. Der Freiherr Ulrich Philipp, Herr des Schloßes Hohensax und Forstegg, war als Bürger von Zürich und durch den Einfluß seiner Gemahlin der Lehre Zwinglis so geneigt, daß er sie auch in seiner Herrschaft eifrig auszubreiten suchte. Allein nicht alle Söhne theilten den Glauben ihres protestantischen Vaters; Albert, der älteste, war so eifrig katholisch, daß er im Zorn den Landvogt Trösch von Uri todt schlug, weil ihn dieser einen lutherischen Bauer gescholten hatte.

Johann Philipp, sein jüngerer Stiefbruder, hing um so mehr an dem Glauben der Eltern. Er erhielt seine Bildung auf den Hochschulen zu Heidelberg und Paris, in England und am pfälzischen Hofe. Dann kehrte er, nachdem er dem Blutbade der Bartholomäusnacht glücklich entronnen war, auf sein Schloß Forstck zurück. Im Jahre 1596 kam sein katholischer Bruder Albert nach Hause. Nach einem Maigerichte zu Salez, den 4. Mai 1599, wo sich beide Brüder, Albert als Herr von Sax und Philipp als Herr von Forstck einfinden mußten, saß man nach abgethanenen Gerichtsgeschäften in der Schenke beim Abendtrunk. Alberts Sohn, Ulrich Georg, ein hitziger hochfahrender Bursche, stichelte auf seinen neugläubigen Oheim und suchte Händel anzufangen. Philipp wies ihn zur Ruhe und zog endlich das Schwert. Der Streit wird heftiger; Ulrich Georg verwundet den Oheim an der Stirne, so daß er ohnmächtig niedersinkt und während man den Blutenden verbindet, stürzt der Neffe wie ein Wahnsinniger von neuem auf den wehrlosen Oheim und versetzt ihm diesmal eine Todeswunde. Philipp verschied acht Tage darauf. Seit diesem Tage wurde die Familie von dem Strafgerichte Gottes heimgesucht, sie starb bald aus und ihre großen Besitzungen, von welchen man noch die Burgtrümmer von Hohensax an einem Bergabhang der Straße sieht, gingen an Zürich über, dem sie bis 1798 blieben.

Noch jetzt ist der Körper des gemordeten Freiherrn unverweset. Dieser Umstand gab der Leiche ein solches Ansehen, daß sie am 5. März 1741 von den katholischen Bewohnern des jenseitigen Rheinufer als Reliquie geraubt wurde. Die Sache kam bis an die österreichische Oberbehörde in Innsbruck; am Ende des Mais wurde der Leichnam wieder zurückgeliefert, doch fehlten zwei Finger und etwas an der Kleidung.

Wie einem anderen Herrn von Sax in einer Fehde ein Theil seines Körpers abgehauen ward, an dessen Verlust ihm grade am wenigsten gelegen sein konnte, erzählt Gustav Schwab in folgender Versifizierung.

Ein Ritter ist der Herr von Sax
Der reichste Mann am Rheine
Er angelt in dem See den Lachs
Und jagt den Hirsch im Haine;
Er reitet an der eignen Saat
Vorüber meilenweit den Pfad
Und preßt die wärmsten Weine.

Warum hat er mit Mühe doch
Ein Fräulein heimgeführt?
Ist nicht sein Wuchs so schlank und hoch
Wie 's einem Mann gebühret.
Die Wange braun, die Lippe warm,
Die Brust gewölbt und stark der Arm,
Wie 's gern ein Mägdelein küret?

An Leib und Seel ihm nichts gebracht
 Er wär' ein stolzer Degen,
 Hätt er zuviel nur Eines nicht,
 Zu viel, das ist kein Segen:
 Ach, an dem wohlgestalteten Kopf
 Des edlen Ritters hing ein Kropf,
 Der blieb wohl unterwegs!

Doch leider mit ihm wandelt er
 Zu Hof und in die Städte,
 Macht ihm die Liebessujzer schwer
 Und steigt mit ihm zu Bette,
 Er zieht ihn auf den Boden schiefer
 Und drückt beim feistlichen Turnier
 Als Spange mehr und Kette.

Da kreuzten wohl die Fräulein sich
 So gut den Speer er führte,
 Bis eine endlich, tugendlich
 Und arm, ein Mitleid spürte;
 Dem Ritter that es selber leid,
 Als ihm den Hals die schöne Maid
 Noch vor dem Mund berührte.

Er zieht mit ihr in's hohe Schloß
 Im Forst auf Felsenrunde!
 Dort zeigt ihr der Ehegenos
 Die Güter in der Munde;
 Sie lebt in Freud und Ueberfluß
 Drum trägt sie gern den Ueberfluß
 In ihre Herren Schlunde.

Und schöne Kinder lächeln ihr
 Dem Ritter gleich gehalten,
 Nur daß der Köpfe schmucke Bier
 Auf schlanken Säßen waltet;
 Doch nimmt der Vater sie aufs Knie
 Den schweren Athem fürchten sie,
 Daß er die Stirne faltet.

Ein solcher Kropf ver trägt sich fast
 Nicht mit der Vaterwürde,
 Drum wird das Leben ihm zur Last,
 Wie seines Halses Bürde,
 Er athmet, wie er pflegte, tief
 Und zog, als ihn die Fehde rief
 Fern aus von Hof und Hürde.

Was soll ich länger Weib und Kind
 Mit meinem Anblick plagen?
 Drum in den wilden Kampf geschwind
 Sie mögen mich erschlagen.
 Er spricht's und aus dem finstern Wald
 Bricht schon der Feinde Hinterhalt,
 Ob' es begann zu tagen.

Er sieht, umringt von seinem Troß,
 Er sieget wider Willen,
 Der wilde Gegner schwenkt sein Roß
 Und möchte fliehn im Stillen:
 Allein dem Freiherrn dünkt es gut,
 Er dürstet nach dem eignen Blut,
 Er will sein Loos erfüllen!

Darum erjagt er auf der Flucht
 Den Führer in der Rede,
 Stieb! schreit er, und der Hiebe Wucht
 Begleiten seine Rede;
 Da hieß es ehrlich: nimm und gib,
 Mit manchem Wechselfoß und Hieb
 Zu Boden fielen Beide.

Von seinem Beigewicht Herr Sax
 Der Andre von dem Streiche;
 Doch schwinget seinen Speer da stracks
 Der Wunde, Todesbleiche;
 Er traf den Freiherrn in den Hals,
 Er freuet sich noch seines Falls,
 Neht sich und liegt als Leiche.

Und überströmt von seinem Blut
 Lag auch der edle Ritter;
 Leibt ist sein Athem und sein Muth
 Ihm dünkt der Tod nicht bitter,
 Still grüßt er Weib und Kinder klein
 Er schläft zu sanftem Schlafomer ein,
 Wie nach der Aerndt' ein Schnitter!

Doch wacht er wieder auf vom Schlafe
 In eines Bauern Hütte,
 Gebettet und gepflegt brav
 In seiner Knappen Mitte,
 Gesund vom Fuß bis an den Kopf,
 Nichts fehlt dem Ritter — als der Kropf
 Dank jenem Meisterschnitte.

O Zeichen, das an ihm geschehn,
 Ihn hat der Feind kurirt!
 Wie häßlich ist er anzusehn
 Wie ihn jetzt Alles zieret!
 Das hohe Haupt das braune Haar,
 Das freie Kinn, das Schulterpaar,
 Der Hals, ganz schmal geschnürt!

So reitet er, vom Felsenhaus,
 Das aus dem Walde blinket,
 Zum Fenster schaut die Frau heraus,
 Er grüßt, er nickt, er winket:
 Sie sieht die herrliche Gestalt,
 Die Brust von einem Seufzer walt
 Ihr Blick zu Boden sinket.

„Ein Bot' ist's wohl von meinem Herrn,
Er bringt mir Siegeskunde!
Solch einen Boten schau ich gern!“
Denkt sie im Herzegrunde.
O Wunderwonne! wer in Lust
Drückt stolz und schön sie an die Brust,
Fängt ihr verschämt am Munde?

Die Kinder strecken nach ihm aus,
Dem schönen Mann, die Hände
Und Jubel hallt durch's ganze Haus,
Durchdröhnt die Felsenwände.
Sein Stamm, der blühte reich belaut,
Hoch trug der edle Sax das Haupt
Bis an sein seelig Ende.

Zur Erläuterung des Gedichtes wollen wir noch bemerken, daß es in der Schlacht bei Serisol in Piemont war, wo Herr Ulrich Philipp von Sax durch einen feindlichen Lanzenstich von seinem ungeheuren Kropf befreit wurde. Der Freiherr hatte mit sieben eidgenössischen Fähnlein den Franzosen den Sieg bei Serisol über die Kaiserlichen erkochten helfen. Es ist derselbe Ulrich Philipp, dessen wir bereits oben erwähnt.

IV.

Das Ländchen Vaduz. — Flecken und Schloß Vaduz. —
Schellenberg und die übrigen Hauptörter.

Am rechten Ufer unseres Stromes liegt ein Stück des deutschen Bundeslandes oder Reichsgebietes. Von Gutenberg bis Bangs, auf einer Strecke von sechs Stunden, bildet der Rhein die Grenze zwischen dem Kanton St. Gallen und dem achtundzwanzigsten deutschen Bundesstaat, dem zwei Quadratmeilen großen souverainen Liliputländchen Lichtenstein-Vaduz. Man führt dieses Ländchen übrigens mit Unrecht als Fürstenthum Lichtenstein auf; von Rechtswegen müßte es die Grafschaft Vaduz genannt werden, denn der Fürst von Lichtenstein, welcher als Besitzer dieser freien Grafschaft souveraines Mitglied des deutschen Bundes war, hat seinen Namen von anderen Besitzungen.

So sehr dieses zum politischen Verbande Deutschlands gehörende, souveraine Ländchen auch wegen seiner Winzigkeit verschrieen ist (es ist sogar auf Specialkarten mitunter unbemerkt geblieben), hat es gleichwohl einen großen Flecken zur Hauptstadt, ein halb Duzend schöne Dörfer, ein Hochgebirge mit ein Paar unbewohnten wilden Thälern; es nennt den Vater Rhein seinen Landesstrom und stellt fünfundszwanzig Mann zum deutschen Reichsheere. Die Vorsehung hat ferner dem Fürsten von Lichtenstein „Wohlfahrt und Beseligung von sechstausend katholischen Einwohnern übertragen,“ wie Ludwig Steub in seinem Buche

„drei Sommer in Tyrol“ bemerkt, und die Einkünfte des Landes belaufen sich an zwanzigtausend Gulden.*)

Das Ländchen hat Getraide, Flachs, Obst, auch wird einiger Weinbau getrieben, meist aber nähren sich die Bewohner durch die Viehzucht, durch Holzhandel, Holzarbeiten und Spinnen für die Schweizerfabrikanten.

Das fürstliche Haus Lichtenstein, ein altes Geschlecht, öfters genannt in der Geschichte des österreichischen Kaiserhauses, borgte anno 1707 dem schwäbischen Kreise die Summe von 250,000 Gulden unverzinslich, es erhielt dafür eine Kreisstimme und wegen Vaduz und Schellenberg 1723 auch die Einführung in den Reichsfürstenrath. Der Fürst Lichtenstein gehört gewiß zu den reichsten Privatmännern Europas, man schätzt seine Einkünfte auf 1½ Millionen Gulden und die Mediatgüter in Oberschlesien, Mähren und der Lausitz sind so bedeutend als das Herzogthum Nassau; sie werden auf 110 Quadratmeilen mit 360,000 Seelen angegeben.

Der Landesherr von Vaduz wohnt meist in Wien oder auf seinen Mediatbesitzungen in Oesterreich. An der Spitze des Staates, der sich seit 1818 einer Constitution erfreut, steht der Landvogt zu Vaduz mit zwei Unterbeamten. Die Finanzen verwaltet ein Rentmeister und ein Zöllner, die Appellation geht nach Innsbruck und was die zum Bundescontingente oder zur Reichsarmee zu stellenden fünfundfünfzig Mann betrifft, so hat sie Nassau zu stellen übernommen. Uebrigens soll sich der Fürst bei Gelegenheit einer Ueberschwemmung, die den ganzen achtundzwanzigsten deutschen Bundesstaat mit Mann und Maus zu verschlingen drohte, nicht gar landesväterlich und huldreich bewiesen haben; man mußte in der freien Schweiz für das souveraine deutsche Bundesland Unterstützungsgelder sammeln. Mag dies zum Theil Schuld gewesen sein oder der Umstand, daß bei einem Ländchen, welches kleiner ist, als San Marino, eine rein demokratische Verfassung zu natürlich ist — kurz in den denkwürdigen Märztagen des Jahres 1848 brachten öffentliche Blätter die Nachricht, daß auch die Lichtensteiner ihrem Fürsten das Land aufgekündigt hätten. Sie verjagten die paar fremden Beamten, hielten den Landvogt gefangen, zerstörten die österreichische Mauth in der Nähe und es war die Rede von einem Anschlusse an den Kanton Graubünden.

*) Gust. Schwab sagt in seinem Werke: „Der Bodensee etc. (Stuttgart 1840), Vaduz werfe dem Fürsten von Lichtenstein jährlich eine Rente von 40,000 Gulden ab. Dies ist jedoch wohl ein Irrthum.

Baduz, der Hauptort des Ländchens und Sitz des Landvogts mit 1800 Seelen, das die Herren dieses Namens im Jahre 1708 von den Reichsgrafen zu Ems erkaufte, ist ein „guter Flecken“ in der Niederung, unweit des Rheins gelegen. Ueber seinen Häusern steigt das hohe Waldgebirge empor, dessen unterster Vorsprung das alte Schloß trägt, welches ehemals zunächst den Namen Baduz führte; nun aber wird es von den Bewohnern des Fleckens irrtümlich Schloß Lichtenstein genannt.

Von dieser grünen Höhe hat man einen schönen Blick in's Rheinthal. Die alten Mauern und Thürme sind auffallend dick und schwer, „als wenn die Cyclopen sie erbaut hätten.“ Auf den gewaltigen Urbau hat man in späteren Zeiten leichte Mäuerchen gesetzt. — Der Förster und ein Küchenmeister des Fürsten wohnen jetzt in dem Schlosse. —

Nach Karl Simrock (siehe: das malerische und romantische Deutschland. 8. Bd. Der Rhein.) hätte Goethe in jener Erzählung, die bloß die Aufschrift „Novelle“ trägt, die Gegend von Baduz geschildert. Simrock sagt unter Anderem: „wenn wir den Beweis liefern wollen, daß Baduz der gewählte Schauplatz sei, so müssen wir den Leser ersuchen, einen Blick in die Novelle zu werfen. Wir sehen einen Fürsten und eine Fürstin in einem Schlosse residiren, das in einiger Höhe über dem Orte, doch tief unter den Ruinen der alten Stammburg liegt. Der Ort wird zwar eine Stadt genannt, da doch Baduz nicht viel mehr als ein Flecken ist; aber es fragt sich, ob der Dichter nicht Ursache hatte, in diesem einen Punkte, der vielleicht befreundet hätte, von der Wirklichkeit abzuweichen. Alles Uebrige stimmt darin überein. „Der Weg,“ heißt es ferner bei dem Austritt nach der Stammburg, „führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Rähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte.“ Wer sieht nicht, daß der Rhein gemeint ist? Siegmaringen, das einzige Fürstenthum, das die Donau durchfließt, hat keine Stammburg, wie die geschilderte, wenn aber der Rhein gemeint ist, so liegt kein anderes Fürstenthum an dem noch schmalen, nur leichte Rähne tragenden Flusse.“

Wenn indeß auch Goethes Schilderung vollkommen auf Baduz paßt, so muß doch gegen diese Annahme der Umstand großes Bedenken erregen, daß der Dichter, aller Wahrscheinlichkeit nach, niemals in Baduz gewesen. Man weiß ziemlich genau, welche Punkte Goethe auf seinen drei verschiedenen Ausflügen in die Schweiz berührt hat und schwerlich würde

ein Besuch des baduzer Ländchens unerwähnt geblieben sein. Als eigentlicher Schauplatz der „Novelle“ muß daher immer noch die Gegend von Rudolstadt gelten; wenn die Saale auch nicht zum „größten Flusse“ wird, so war sie dem Dichter, der sich in dem weimarer Lande ganz eingesponnen hatte, vielleicht wichtig genug als der Hauptstrom Thüringens und seines Herzogthumes. Doch liegen solche, überhaupt müßige Erörterungen, außer unserem Bereiche. Sie konnten hier nur durch die Angabe des Simrock'schen Buches veranlaßt werden und sind vielleicht insofern von einigem Nutzen, als sie einem blinden Goetheverehrer die Reise nach Baduz ersparen. Denn ich möchte nicht dafür stehen, daß nicht am Ende noch ein verhoelter deutscher Privatdocent durch Simrock's Behauptung verleitet worden wäre, sich aufzumachen, um den klassischen Schauplatz der goethe'schen Novelle mit eigenen Augen zu sehen. Nur Einen dieser durch die oben geäußerten Bedenken zurückgehalten, und damit wahrscheinlich auch eine besondere Monographie von der deutschen Lesewelt abgewandt zu haben, würden wir uns immerhin als ein Verdienst rechnen.

Zu dem baduzer Ländchen gehört auch noch die Herrschaft Schellenberg: beide zusammen bilden erst ein einziges Oberamt im Umfange von 2½ Quadratmeilen. Schellenberg war ehemals im Besitze der Edeln gleichen Namens und kam im fünfzehnten Jahrhundert an die von Brandis, von diesen anno 1507 durch Heirath an die Grafen von Sulz; im Jahr 1614 durch Kauf an Kaspar von Hohenembs und im Jahr 1708 ebenfalls durch Kauf sammt Baduz an das Haus Lichtenstein. Das Stammschloß der alten Herren von Schellenberg, die ihren Ursprung aus dem neunten Säculum herleiten und erst in diesem Jahrhundert ausgestorben sind, liegt auf dem waldbewachsenen Esthnerberge. Die schellenberger Frauen zeichnen sich noch durch eine eigenthümliche Tracht aus, namentlich durch rothe Strümpfe, wie die Bewohnerinnen der Baar in Oberschwaben.

Von den übrigen Hauptörtern berühren wir, dem Laufe unseres Stromes folgend, zuerst Balzers. In der Nähe dieses Dorfes auf einem grünen einzelstehenden Berg, dem Rheine zu und an der Grenze der Grafschaft Baduz, erhebt sich die schöne Burg Gutenberg oder Gutenburg. Die Burg ist Oesterreich gehörig; die alten Bewohner waren, allem Anschein zufolge, Edelknechte und Dienstmänner der Grafen von Werdenberg. Nach dem Pfarrdorfe Balzers kommt Triesen. Der Rhein fließt hier den Bergen sehr nahe; jenseits liegt Sewelen und

Wartau. Hinter dem bereits erwähnten Flecken Baduz, den wir nach Friesen erreichen, liegt Schan (Scana), ein Dorf in sehr fruchtbarer Gegend; hier sieht man schon die flachen Schindeldächer, mit großen Steinen beschwert, wie in den Gebirgsdörfern der Schweiz. Jenseits des Rheines lagern sich die Dörfer Grabs und Gams. Von Schan führt unser Weg durch die Dörfer Banderen und Mauren oder doch an denselben vorbei, und bei dem Dorfe Banderen zeigt sich Schloß Schellenberg.

V.

Der Vorarlberg. — Feldkirch an der Iller. — Geschichtliches.

Von Bangs bis zur Mündung in den Bodensee, auf einer Strecke von acht Stunden, bildet der Rhein die Grenze zwischen dem Schweizerkanton Sankt Gallen und dem zu Oesterreich gehörenden Vorarlberg. Gleich hinter der Grafschaft Baduz fließt dieser österreichische Kreis an den Rhein und weiterhin an den Bodensee, zu dem unser Weg uns nun bald führen wird.

Die vorarlbergischen Herrschaften werden durch den Arlenberg (Arlenberg), eine hohe Gebirgskette, von Tyrol geschieden und haben von diesem Bergzug ihren Namen. Sie zählen nur die drei Städte Feldkirch, Bregenz und Pludenz, dagegen 1010 Dörfer, Weiler und Höfe mit gegen 86,000 Einwohnern. Die Landschaft hat ganz den tyrolischen Charakter. Alpenwirthschaft, Viehzucht und, im Rheinthale eine lebhaftere Industrie ernähren die Vorarlberger. Vorerst haben wir es hier bloß mit dem bis an den Rhein sich erstreckenden Vorarlberg zu thun.

Der nächste bedeutende Ort, dem wir begegnen, ist Feldkirch an der Iller. Aus dem Montafuner Thale kommend, fällt dieser Fluß, eine Stunde unter Feldkirch, bei einem Tannengehölz, die Rothau genannt, in den Rhein. Feldkirch ist eine kleine, aber wohlgebaute und gewerbsame Stadt mit 1600 Einwohnern und 300 Häusern. Sie ist eines österreichischen Landgerichtes und des bischöflichen Vikariats für den Kreis Vorarlberg. Sie hat breite Straßen, zwei Kirchen, zwei Klöster, ein Gymnasium, einige Holzwaarenfabriken und eine Glockengießerei. Durch die Straße über den Arlenberg, ist der Verkehr hier ziemlich belebt. Um die Stadt her ist hohes Gebirge (Aelpele nennt es der Feldkirch-

ner); auf einem Hügel liegt die alte Schattenburg, einst der Sitz eines Nebenzweiges der Grafen von Montfort.

An diese alte Burg soll sich die Entstehung der Stadt Feldkirch knüpfen. Als ein Nebenzweig der Grafen von Montfort seinen Sitz auf der Schattenburg nahm und dahin auch Hof- und Dienstkleute zog, bauten diese ihre Wohnungen um das Schloß, sprengten einen Schwibbogen zu einer Landstraße über die Ill und legten so den Grund zu der neuen Stadt. *) Später verschaffte Graf Albrecht von Montfort der Stadt von Kaiser Heinrich VII. alle Freiheiten, wie sie Lindau besaß: im Jahr 1375 verkaufte Rudolf von Werdenberg Stadt, Schloß und Grafschaft Feldkirch um 36,000 Gulden an den Herzog von Oesterreich. Unter der österreichischen Herrschaft blühte die Stadt immer mehr auf. Bald hatte sie ein eignes Zeughaus, ein gutes Mühlwerk, einen Wochenmarkt und vier sehr besuchte Hofmärkte. Es stand ein Comthurhaus der Johanniter in der Stadt, das Graf Hugo von Feldkirch im Jahre 1218 gestiftet und das im Jahr 1611 vom Kloster Weingarten erkaufte wurde.

Als Herzog Friederich von Oesterreich im Jahr 1415 den Pabst Johann XXIII. vom Concil zu Konstanz entführt hatte und Kaiser Sigmund ihn deshalb bekriegte, zog Friedrich von Toggenburg, der Bischof von Chur und die Churwahlen sammt den Lindauern vor Feldkirch und belagerten es vergeblich, bis sich Herzog Friederich mit Land und Leuten an den Kaiser ergab; da ergab sich Feldkirch auch. Eine zweite Belagerung erfuhr die Stadt im Jahre 1417.

Der Herzog wurde anno 1416 aufs Neue ungehorsam; sein Bruder Herzog Ernst unterzog sich nun der Landesverwaltung und verpfändete Feldkirch 1417 an den Grafen von Toggenburg, allein der widerspenstige Herzog hatte die Stadt besetzt, scheerte sich nicht um des Bruders Vertrag und gab Feldkirch nicht heraus. Da zog der Graf von Toggenburg vor die Stadt. Die Züricher hatten ihm zweihundert wohlgerüstete Knechte und ihre größten Büchsen gesandt; bald darauf stie-

*) Die alten Topographen erzählen, da wo jetzt Altstadt steht, sei ursprünglich eine Ansiedelung bei einer St. Peterskapelle gewesen, die campus Petri geheißen habe. Wirklich hat Ischudi in alten Urkunden gefunden: ecclesia Sancti Petri ad campos i. e. Feldkirchia. Das Feldkirch eine römische Colonie Namens Valeireum gewesen, ist ein Traum Vadians.“ (Gust. Schwab. Der Bodensee. II. S. 130.) In der Nähe von Feldkirch, auf einem hohen Berg stand das alte Clunia der Römer, durch welches einst die römische Straße lief; im Jahre 1825 machte man hier Ausgrabungen.

ßen auch die Constanzer zu ihm und brachten eine Wurfmachine mit, den großen Schupfer genannt, die zehn Centner schwere Steine warf. Fünfzehn Tage lang berannten und beschossen sie Stadt und Schloß, endlich wurden beide genommen und Feldkirch mußte dem Grafen von Toggenburg huldigen. Nach Herzog Friedrichs Tod, im Jahre 1436, kam jedoch die Herrschaft durch Einlösung wieder an Oesterreich; sie wurde durch einen adeligen Landvogt regiert, in bürgerlichen Sachen hatte sie aber ihre eigene Regierung, bestehend aus einem Bürgermeister, einem Syndikus und drei anderen Räten.

In den Franzosenkriegen wurde der Paß von Feldkirch bekannt durch die Vertheidigung des österreichischen Generals Hoße gegen Massena, der am 11. Mai 1799, nachdem er die Schanzen bei Feldkirch gestürmt, schon bis vor die Thore der Stadt gedrungen war. Ebenso vertheidigte sich im Jahre 1800 General Jellachich — vielleicht ein Familienangehöriger des famösen Banus von Croatien — zu Feldkirch gegen den französischen General Molitor, der schon die Schanzen von Hohenems und die noch furchtbareren in den Sümpfen von Gößis gestürmt hatte und über Rangkwil nach Altenstadt vorgeedrungen war; aber hier vertheidigten sich die Oesterreicher und trieben die französische Abtheilung bis über Rangkwil zurück. Dennoch räumte Jellachich, durch den Muth der Franzosen über ihre Zahl getäuscht, am anderen Tage Feldkirch, und diese zogen ungehindert über St. Luciensteig nach Graubünden.

In der Nähe von Feldkirch, am Gebirge, auf der Straße nach Pludenz, liegt Fraßenz, genannt durch den großen Sieg, welchen im Schwabenkriege von 1499 die Eidgenossen über die Oesterreicher und den schwäbischen Bund davon getragen.

VI.

Das Dorf Rangkwil. — Ein Legende. — Gößis und die Ruine von Neumontfort. — Embs, Schloß Hohenems und die Edlen von Embs. — Dornbüren.

Um die Stadt Feldkirch zieht sich ein schöner Kranz von Tannenhöhen, an deren Fuße links das uralte Dorf Rangkwil in friedlicher Abgeschlossenheit liegt. Dieser Ort ist geschichtlich zu interessant, als

daß wir ihm nicht ein näheres Augenmerk widmen sollten. Rangkwil, früher Rangkwilin Müsinen, gehörte zu den ersten deutschen Plätzen, die in diesem altrhätischen Lande angebaut wurden, zu den ersten deutschen Pflanzungen, die sich neben den rhätischen und römischen Ansiedelungen zeigen.

Schon zu Anfang des siebenten Jahrhunderts n. Chr. erscheint dieses an den Waldsaum des beginnenden Hochgebirges sich lehrende Dorf mit einem freien Landgerichte, dessen Gerichtsbarkeit bis nach Seckingen am Rhein hinabreichte. Das Landgericht zu Rangkwil hatte den Arlenberg, das Gebiet des Wallenstadter- und Bodensees unter sich und zwölf bis sechszehn Grafen und Freiherren zu Schöffen und Landrichtern, worunter wir die Namen der mächtigen Grafen von Montfort, Werdenberg, Toggenburg, Sargans, Sonnenberg, Mosax, Metsch finden. Später that ihm das Bündniß der Eidgenossen und Churwahlen vielen Eintrag, doch bestand es noch im sechszehnten Jahrhundert.

Die Kirche ist auf einen Felsen gebaut, von dem sie das friedliche Thal überschaut; noch jetzt wird, am 30. Juni jedes Jahres, hier eine Messe für die austrasischen Könige Dagobert und Siegbert gelesen. — Das Dorf ist auch bekannt durch einen Chronikenschreiber des Hauses Montfort, Thomas Lirer oder Lirer von Rangkwil. Er schrieb nach seiner eigenen Angabe im Jahr 1133; im Jahr 1476 erschien zu Ulm eine aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Uebearbeitung seiner Chronik zum erstenmale gedruckt, die in neuerer Zeit von Wegelin mit einem Kommentar herausgegeben worden ist (Lindau 1761). Lirer gehört zu den abentheuerlichen und fabelnden Chronisten des Mittelalters.

Eine merkwürdige Priestersage knüpft sich noch an das Dorf. Der heilige Fridolin aus Schottland war im siebenten Jahrhundert nach Seckingen am Rhein gekommen, wo er ein Frauenkloster baute; daselbst lebten zwei reiche adelige Brüder Urso und Landolf. Urso schenkte mit Bewilligung seines Bruders seinen ganzen Güter- und Landesantheil jenem neuen Kloster; aber nach seinem Tode achtete Landolf diese Schenkung nicht und entzog dem Gottesstifte die Güter mit Gewalt. Dem heiligen Fridolin, der widersprach, wurde höhnisch zur Antwort gegeben, er möge den verstorbenen Geber als Zeugen aufrufen und vor Gericht stellen. Doch die Leser sollen den weiteren Verlauf aus einer Bearbeitung von Gustav Schwab, dem Topographen dieser Gegenden, kennen lernen.

St. Fridolin und der Todte.

Fridolin, der fromme Schotte,
Trat vor Landolf hin, den Grafen:
Sprach: „Was Gottes ist, gib Gotte:
Ist dein Bruder nicht entschlafen?“

„Der zu seiner Seele Frieden
Meinem heil'gen Gotteshause
Gut und Habe zubeschieden
Liegt zu Glaris in der Klaus.“

„Warum erntest du die Felser,
Die dem Herrn zu schneiden wären,
Warum fälltest du die Wälder,
Die dem Kirchenbau gehören?“

„Wagest du's, den Rausch zu trinken
Von dem rothen Ehrenweine,
Der im heil'gen Kelch soll blinken?
Kirchengut, ist es das deine?“

„Laß von deines Bruders Gabe,
Wald und Feld und Garten räume,
Daß der Bruder in dem Grabe
Sanfter lieg' und besser träume.“

Aber Landolf sprach mit Lachen:
„Soll ich deinem Spruch mich beugen,
Muß der Bruder erst erwachen,
Deine Worte selbst bezeugen!“

„Kannst du ihn herauf beschwören,
Wenn zu Rangkwil wird gerichtet,
Wohl dann mögen wir dich hören,
Sonst ist's Lug, den du erdichtet!“

Fridolin auf solche Tücke
Würdiget kein Wort zu sprechen,
Sieht ihn an mit einem Blicke,
Der durch Gräber könnte brechen.

Und von Seckingen am Rheine
Aus dem Kloster, an dem Stabe
Zog der Greis durchs Waldgesteine
Bis gen Glaris zu dem Grabe.

Und er trat beim Abendschauer
In die düstre Waldkapelle,
Er durchbricht des Grabesmauer,
Stellt sich auf die kalte Schwelle.

„Auf erwach' in Gottes Namen,
Ruht er, Urso! wehr den Tücken:
Sieh! und aus der Grube kamen
Weiße Händ' und Haupt und Rücken.

Und als ob des Herrn Posaunen
Zum Gerichte schon gerufen,
Steigt der Leichnam sonder Staunen
Starr empor des Grabes Stufen

Und es faßt die kalten Hände
Fridolin ihm, frei von Schrecken,
Steigt mit ihm die Felsenwände
Auf, bis an der Gletscher Decken.

Durch das Hochgebirge schreitet
Der Lebend'ge mit der Leiche,
Und die Nacht den Mantel spreitet
Um das Paar, das Geistergleiche.

Wie der Morgen schon sich wittert,
Steigen sie vom Felsgesteine,
Und es steht's der Senn', erzittert,
Daß ihm's geht durch Mark und Beine.

Aber Landolf im Gerichte
Sitzt zu Rangkwil ohne Zagen,
Mit dem ersten Morgenlichte
Hat den Stuhl er aufgeschlagen.

Schöppen zwölf, des Rechtes Hüter,
Sitzen um ihn her, zu sprechen:
Jetzt erhält er doch die Güter,
Kein Verblüher kann sich rächen!

Sieh, da pocht es an der Pforte,
Wie von eines Todten Knochen
Leis und scharf und hohle Worte
Werden draußen schon gesprochen.

Durch die Thüre kommt geschritten
Fridolin mit seiner Leiche,
Landolf in der Richter Mitten
Sitzt dem Bruder gleich an Bleiche.

Weh! und aus des Todten Kehle
Steigen Laute, halb verloren:
„Was beraubst du meine Seele
Bruder!“ weht's ihm durch die Ohren.

„Ja, ich zeuge diesem Frommen,
Daß mein Erb' ihm zugefallen,
Gib zurück, was du genommen,
Laß getrost in's Grab mich wallen!“

Landolf sank in's Knie mit Beben
„Nimm dein Gut, Herr, nimm das meine,
Meinen Athem nimm, mein Leben!
Und behalte neu das Deine!“

Doß es wandte sich die Leiche
Mit dem Führer in die Ferge,
Sehnte sich, die müde, bleiche,
Nach der stillen Ruh der Särge.

Wie des Abendlichtes Streifen,
Wie vom Mond zwei blasse Strahlen,
Sah man längs dem Berg sie schweifen,
Bis sie in den Wald sich stahlen.

Und vom schrecklichen Gerichte
Eilet Ludolf heim zum Rheine,
Mit erbleihem Angesichte,
Ordnet er zu Haus das Seine.

Setzt das Kloster ein zum Erben
Seiner reichen Doppelhabe,
Neigt das Haupt zum sanften Sterben
Ruh't beim Bruder in dem Grabe.

So erhielt die Kirche, die von Anbeginn einen guten Magen gehabt, die Güter des Urso sammt denen des Landolf. Ob der heilige Mann aus Schottland nicht vielleicht ein Bauchredner gewesen, der dem Todten die Schreckensworte in den Mund legen konnte, und ob sich die Legende dieser Weise nicht auf ganz natürliche Gründe zurückführen ließe — solche nüchterne kritische Erörterungen sind natürlich hier nicht verstattet.

Bei Rangwil stehen die Ruinen von Altmontfort und unweit liegt St. Peter, eine der ältesten Pfarren im ganzen Lande, sowie Baldona (vallis dominae), ein im Jahre 1380 gestiftetes Frauenkloster.

Wir kommen nun nach

G ö t t i s,

einem Pfarrdorfe, freundlich unter Obstbäumen an die Vorhöhen des Hochgebirges gelagert. In der Nähe, oberhalb des Dorfes steht die Ruine Montfort oder Neumontfort, die zwar nicht das Stammhaus der Grafen und das älteste Schloß dieses Namens war, aber doch zu den frühesten Wohnsitzen jenes Geschlechtes gehörte, das „ein Jahrtausend lang fast alle Blätter der Geschichtsannalen dieser Gegend füllt.“ Vor Göttis, gegen den Rhein liegt auch auf einem vereinzelt grünen Hügel die Ruine des Schlosses Neuenburg, ein Sitz der Thumb von Neuenburg, später indeß den Grafen von Montfort und seit dem Jahre 1365 Oesterreich gehörig. Auf der Vorhöhe, die das Schloß Montfort trägt, sowie auf den anderen Höhen hat man einen schönen Blick in's Rheinthal, auf die heiteren Dörfer und auf den im Westen silbern aufblinkenden Bodensee. „Nah und fern — wir lassen Gustav Schwab hier reden — herrscht eine unglaubliche Fruchtbarkeit; über dem Haupte hat der Wanderer die kühnen Formen des hier noch bis auf die Gipfel bewaldeten Hochgebirges, aus welchem die hohe Kugel wie ein scharfer Geiers-

schabel vorspringt und die letzten Gluthen der Abendsonne auffängt, wenn schon Berg und Thal im Schatten liegt. Die nächste Umgebung bilden die unter Nebenranken versteckten und zwischen Obstpflanzungen hingestreuten Häuser des Dorfes Gößis, und gegen Süden ragen die Appenzellerberge empor, in der Ebene selbst sind, wie Maulwurfshügel, ein paar vereinzelt, grüne Erdschanzen aufgeworfen, die zerfallene Schlösser (darunter das schöne Neuenburg) tragen." —

In der Nähe von Gößis kommen aus den Schluchten des Gebirges zwei wilde Bergwasser, die Fruch und der Raßbach hervor und stürzen sich dem Rheine zu. Schon früher sahen wir die beträchtlichere III sich in den Rhein ergießen; diese beiden Bäche sind die letzten Wasser, welche ihm von der rechten Seite vor seiner Mündung in den Bodensee zufließen. So kommt unserem Strome überhaupt aller bedeutendere Zufluß von der rechten Seite; die wilde Tamina ist das einzige namhafte Wasser, das von der linken Seite her in den Rhein fällt, von der Quelle des Vorderrheins bis zum Bodensee. Der Mittelrhein, der Glenner, die Rabiösa, der Hinterrhein, dann die Messur, die Lanquart und endlich der Illerfluß — alle kommen von der rechten Seite. —

Der Marktflecken

E m b s

mit den beiden Schlössern Hohenemb s und Hinteremb s muß noch erwähnt werden, bevor wir diesen flüchtigen Ueberblick des rechten Rheinthales schließen. Es ist ein heiterer Flecken mit über 1200 Einwohnern und langer, grader Hauptstraße, in der ländliche Schweizerhütten mit städtischen Häusern wechseln.

Zu der Ruine Hohen-Emb s führt ein bequemer Weg durch dichten Schatten den Wald hinauf, an einem Waldbach und gezackten Felsen vorbei. „Schon im Hinaufwege, auf welchem man das weite Rheinthal ganz aus den Augen verliert, und ein Seitenthal hinanklimmt, wie die Wendeltreppe eines großen Thurmes, der an's Hauptgebäude angebaut ist, — kommt man auf mehre, herrliche Niederblicke gewährende Stationen: Zuerst, wo man aus dem Walde tritt, und wo zwischen den mächtigen Bergen die schöne Reuti und das malerische Schloßchen Neu-Emb s erscheint; dann gelangt man an eine hochgelegene, einsame Bauernhütte, wo man durch ein zerfallenes Gewölbe über den Grath geht, der das Gebirge mit dem vorspringenden Felsen verbindet; hier überrascht der Anblick des zerrissenen aus vielen kühn gruppierten Mauerstücken, Thürmen und Wällen bestehenden Schlosses Hohen-Emb s zum

erstemal aus der Nähe. Ein Ruinenthor führt auf dem schmalen Bergsattel zum anderen; hier spaltet sich die Aussicht in zwei kontrastirende Theile, links ein gähnender Abgrund mit Felsen, Wald und tiefen Wiesen; rechts eben so tief, aber breit und offen das lachende Rheinthal; in blauer Ferne der schimmernde Bodensee. Dann folgt der unmittelbare Anblick der Ruinen, und endlich betritt man das Plateau des Felsen, wo die wilde und die lachende Natur sich uns in Einem Ueberblicke darbietet: die beiden Schlösser, das uralte, zerrissene und das jüngere, doch auch altersgraue, bilden einen schönen Gegensatz; links die herrlichen Gründe, rechts abwärts das ganze breite Rheinthal bis zum See. Ein etwas tieferer Punkt gewährt die Vogelperspektive auf die regelmäßigen Straßen des in der Tiefe an den Felsen sich schmiegenden Fleckens Hohen-Embs.**)

Das Geschlecht Derer von Hohen-Embs ist ein uraltes. Ihre Stammburg stand zwischen Chur und Rhäzünz, wo noch jetzt die Ruine einen abgesonderten Hügel krönt; in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts wurden sie in den Reichsgrafenstand erhoben. In der Schlacht bei Sempach (1386) wurden zwei Edle von Embs an der Seite Herzogs Leopold von Oesterreich erschlagen und schon im Jahre 1314 erscheint ein Heinrich von Amptz. Ein Marx Sittich von Embs that sich später als Haudegen hervor; er war seit 1513 östreichischer Vogt zu Bregenz und oberster Hauptmann in Vorarlberg. Dreizehn Feldzüge hatte er als Oberster deutscher Landsknechte mitgemacht, in Italien, im Bauernkrieg, in Ungarn unter Maximilian I. und Karl V. Als König Franz I. von Frankreich zu Pavia gefangen wurde, entschied er den Sieg, indem er gleich beim Beginn der Schlacht den bei den Franzosen dienenden Obersten von Langenmantel niederstreckte. Im Jahre 1533 starb er zu Hohen-Embs, wo er neben seinem Sohne Wolf Dieterich unter einem grauen behauenen Marmorstein begraben liegt. Dieser Wolf Dieterich hatte sich mit Klara von Medicis, der Nichte des späteren Papstes Pius IV., vermählt.

Der Sohn Wolf Dieterichs, Jakob Hannibal von Embs, dessen Bruder Marx Sittich Cardinal wurde, zeichnete sich gleichfalls aus. Er war zu Rom Generalkapitain der päpstlichen Milizen unter Pius IV. und V., sowie in Spanien unter Philipp II. Oberster des deutschen Fußvolkes und kämpfte als solcher in Frankreich, Neapel, an der afrikanischen Küste, in Burgund und in den Niederlanden. Im Jahre 1578 bekam er die Graf-

*) G. Schwab. Der Bodensee. I. S. 49 ff

schaft Gallarat im Mailändischen zum Lohn und wurde zum Granden Spaniens. Erzherzog Ferdinand von Oesterreich machte ihn zum Vogt von Bregenz, Feldkirch und Hoheneck und zum Feldmarschall; seine Gemahlin war eine Schwester des heilig gesprochenen Kardinals Karl Borromäus. Er starb 1587, im 57. Lebensjahre.

Seinen Hauptruhm erhielt aber dieses alte Geschlecht, dessen Vorfahren die Sage aus Tusciens ins rhätische Gebirge einwandern läßt, durch den Sänger Rudolf von Emb s. Dieser, welcher als Dienstmann der Grafen von Montfort oft fälschlich Rudolf von Montfort genannt wird, war in den Künsten des Friedens und Krieges erfahren, ein vertrauter Diener des staufischen Hauses und starb in Reichsgeschäften in der Lombardei. Er ist Verfasser zweier Heldengedichte *Alexandreis* und *Wilhelm von Dranse*, sowie einer poetischen Weltgeschichte, von welcher zwei Handschriften in der stuttgarter Bibliothek vorhanden sind, deren eine bis auf Alexander den Großen geht. Ein großes Gedicht, *Barlaam und Josaphat*, das er aus dem Lateinischen des Abtes Wido von Kappel übertrug, der es aus dem Griechischen des Johannes Damascenus übersezt hatte, hat sich vollständig erhalten und befindet sich, wahrscheinlich von Rudolfs eigener Hand geschrieben, in der Sammlung des Freiherrn von Laßberg. In Handschriften der poetischen Weltgeschichte gedenkt Rudolf von Emb s auch seiner Heimathsgegend und schildert sie in kurzen Umrissen.

In dem Marktflecken Emb s liegt auch noch ein schönes ehemaliges Residenzschloß im altitalienischen Style. Der Bau desselben wurde von Marx Sittich von Emb s, Erzbischof zu Salzburg, Bischof zu Konstanz und Kardinal, begonnen und vom Grafen Kaspar von Emb s-Gallarate zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts vollendet. Ein schönes Landhaus, sowie der gräßliche Lust- und Thiergarten, die einst dabei lagen, sind verschwunden. Auch die alte Pfarrkirche ist nicht mehr zu sehen; an ihrer Stelle wurde vor fünfzig Jahren eine moderne Kapelle erbaut.

Eine Viertelstunde von Emb s aufwärts an der Straße liegt ein ziemlich besuchtes Schwefelbad, *Bad Emb s* genannt.

Dornbüren, zu den Füßen des Gebirges gelegen, ist ein großer freundlicher Marktflecken mit 4000 Einwohnern. Die Orte Oberndorf, Niederndorf, Hatterdorf, Mülibach, Haselstauden, Schwarzach, Wiesau, Fussenek, Ammenek bilden mit demselben ein Kirchspiel, daher der Dornbüerner mit Stolz erzählt, daß sein Dorf das

größte im österreichischen Kaiserstaate sei, und der Kaiser es nur deswegen nicht zur Stadt erheben möge. Früher war Dornbüren ein Reichsdorf und nachher gehörte es zur Reichsgraffschaft Hohenems. „Die Einwohner waren von jeher ein starkes, rüstiges, arbeitsames Volk, und in der neueren Zeit zeichnen sie sich durch ihre Industrie sehr vortheilhaft aus. Diese wurde zuerst unter Kaiser Joseph durch die untersagte Einfuhr fremder Fabrikate und die neuangelegte Straße über den Arlenberg belebt. Fast in jedem stattlicheren Hause gehen die Stühle der Mouffelinweber; viele Kattun- und Bleichfabriken befinden sich in dem Dorfe, das mit seinen Filialen von Gärten umgeben, eine lange bewohnte Straße von beinahe einer Stunde Länge bildet. Eine beträchtliche Anzahl dornbüerer Handelsleute besucht die Hauptmärkte der österreichischen Monarchie, und es soll hier Kaufleute geben, die fünfzigtausend Gulden und mehr im Vermögen haben. Nichts desto weniger ziehen sie, von ihrer Reise heimgekommen, den schlichten Bauernrock wieder an, und essen mit ihrem Gesinde an Einem Tische von den gleichen Speisen, den reinen Sitten ländlicher Vorfahren getreu. In den letzten Jahren haben sich auch mehre Schweizer- und Schwabenhäuser hier niedergelassen, um den Eingang ihrer Waaren durch Oestreich nach Italien zu erleichtern.“

Zu Oberndorf steht ein altes Schloßchen, von dem man eine schöne Aussicht hat, von Jakob von Ems im Jahre 1465 gebaut, im Jahre 1499 von den Eidgenössischen nach der Schlacht bei Hardt niedergebrannt und im Jahre 1502 neu erbaut. Schwarzach hatte einst eine Burg mit eigenem Geschlecht; auch in Mülibach stand eine Burg.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts spalteten sich hinter Dornbüren die Felsen, eine Wiese wurde mit den darauf befindlichen Menschen bedeckt, Fenster und Thüren von dem Schlage zertrümmert, und es entstand an dem Orte ein Weiher.

* * *

Hinter Dornbüren ziehen wir nun fast zwei Stunden lang am rechten Rheinufer hin, ohne einen Ort zu treffen. An der Seitenstraße aber liegen die kleinen Ortschaften Stalden, Haag, Rheindorf, Wieserein, Grindl, Willer, Holz, die zusammen den ehemaligen Reichshof Lustenau oder Lustnau bilden. Das Gebiet desselben anderthalb Stunden lang und eine halbe Stunde breit, umfaßt die genannten Dörfer mit 300 Häusern und 1800 Einwohnern. Schon unter Karl dem Dicken war er eine *curtis regalis*.

Dann berühren wir noch das freundliche Pfarrdorf Lauterach (mit 700 Einwohnern), bei dem der Bach gleichen Namens vorüberfließt. Dieser Ort liegt indeß, wie auch die vorgenannten Dörfer Dornbüren und Hohenembs näher dem Gebirge zu, während das Pfarrdörfchen Gaisau dicht am Rheine oder eigentlich schon am Bodensee steht.

VII.

Altstädten. — Rheinegg.

Auf der linken schweizerischen Seite des Rheinthal's, von dem wir bei dem St. Gallen'schen Bezirke Sargans abgesprungen, haben wir noch einige bemerkenswerthe Punkte zu berühren, die zu dem St. Gallen'schen Bezirke Rheinthal gehören. Zuerst Altstädten, dicht unter dem Stoß, einer Bergzunge, deren Namen durch die große Appenzellerschlacht gegen die Oestreicher berühmt geworden, in einem sehr fruchtbaren Gelände, einem wahren Obstwalde, um den sich Weinberge und Kornfelder hinziehen. Das Städtchen (mit über 400 Häusern und 1800 Einwohnern) ist etwas verdüstert durch seine enggebauten, hohen, steinernen Häuser. Es hat eine starke Waarendurchfuhr und drei sehr besuchte Jahrmärkte.

Ueber dem Städtchen, auf der Straße nach dem Stoß, stand früher die Burg Altstädten, und auf der Spitze des Kronberges eine andere Burg Hochaltstädten. Auf einer dieser Burgen lebte der Minnesänger Conrad von Altsätten, von dem die manesse'sche Sammlung uns Lieder aufbewahrt hat. Im Jahre 1405 bemächtigten sich die aufgestandenen Appenzeller der Stadt, und hielten im Jahre 1410 gegen den Grafen von Sulz drei Wochen lang eine harte Belagerung aus. Das Heer der Belagerer, 7000 Mann stark, mußte durch 12,000 Mann, die Herzog Friedrich von Oestreich selbst befehligte, verstärkt werden. Da zog sich die Besatzung, nicht stärker als 400 Mann, mit den Einwohnern, Jung und Alt, Männer und Weiber, in stiller Nacht über den Berg in's Appenzell. Der Herzog ließ am folgenden Tage große Anstalten treffen, und erstürmte die Stadt ohne Widerstand und Blutvergießen — denn keine lebendige Seele war drinnen. Er rächte sich an den Mauern und Häusern; am vierten Tage nach der Erstürmung wurde beschlossen, um den Schimpf zu rächen, sollten die Mauern niedergerissen und die



Gen. v. J. Lange.

Stich v. W. Lang.

REICHENAU
AM BODENSEE

Druck & Verlag v. J. Lange in Darmstadt



Häuser verbrannt
wider zu erhalten.

Während der
Zeit als reformirter

Die Dörfer
zu, Nonnen und

mit hier dabei der
Klein egg, das für

Dieses heitere Bild
steht sich an die

sch trennt. Die Kir
lange heitere Dörfer

haben großen Thum
wichtigen Verhältnisse.

in Jahre 1445 von
Berg Klein egg, die

liegen Trümmer weiter
Berg, von den

(im Jahre 1448 und
in der Nähe, zur

Vertheidigung des Gebirgs
Berg, Bigger.

Die Schiffe mit
zu Bauwerken gehören

Die Einwohner sind
und durch Fabriken

Berg, wozu
Juden gehen dem

in St. Gallen nach
Eine Stunde

Erst mit einer
in schneeigen, sum

Erst, der durch die
des Berg



Häuser verbrannt werden, dies geschah, und die Stadt hatte Mühe sich wieder zu erholen.

Während der Reformation lebte der berühmte Karlstadt einige Zeit als reformirter Prediger zu Altstädten.

Die Dörfer Marbach, Balgach, Bernegg oder Bernang, Au, Monstein und St. Margarethen sind zu unbedeutend, als daß wir hier dabei verweilen könnten. Wir wenden uns daher gleich nach Rheinegg, das fast schon mehr in's Bereich des Bodensees gehört. Dieses heitere Städtchen (mit 900 Einwohnern und über 180 Häusern) lehnt sich an die Bergkette, welche den Kanton St. Gallen von Appenzell trennt. Die Kirche steht schon auf dem Fuße der Berge, und eine lange steinerne Treppe führt zu ihr. Ein zertrümmertes Schloß mit einem hohen grauen Thurm überragt das Städtchen, auf einer abgesonderten, waldigen Vorhöhe. Dies ist die sogenannte zweite Burg Rheinegg, im Jahre 1445 von den Appenzellern zerstört. Eine andere größere Burg Rheinegg, dicht über der Stadt, ist nun ganz verschwunden; ihre letzten Trümmer wurden um's Jahr 1746 abgebrochen. Stadt und Schloß Rheinegg, von den Aebten von St. Gallen gegründet, wurde zweimal (im Jahre 1408 und im Jahre 1445) durch die Appenzeller verbrannt. In der Nähe, nur kleine Strecken von einander entfernt, stehen auf den Vorhöhen des Gebirges die alten Schlösser Greifenstein, Wartegg, Wartensee, Wiggen, Blatten und Rüßegg. Rüßegg, ein hübsches Schloßchen mit vier runden Thürmen, ebenso auch Blatten sind nun Bauersleuten gehörig.

Die Einwohner nähren sich vom Landbau, Holzversendungen u. dgl., auch durch Fabrikarbeiten von Leinwand und Baumwollenzeugen. Ein Wochenmarkt, mehre Jahrmärkte und die Waarendurchfuhr von und nach Italien geben dem Orte Lebhaftigkeit und Verdienst. Die große Straße von St. Gallen nach Chur geht durch Rheinegg das Rheinthal hinauf.

Eine Stunde nordwestlich von dem Städtchen ergießt sich unser Strom mit einer breiten Mündung in den Bodensee. Er hat aber hier ein schmutziges, sumpfiges Ansehen, durchaus unähnlich dem grünen Strome, der durch die Brückenseiler von Konstanz am anderen Ende des Sees schießt.